

MARIA REGINA KAISER

DER  
SÄNGER  
UND DIE  
KETZERIN



Weltbild

MiMe books

Ein Lied von Liebe, Schuld und Tod.

Nordspanien, im Jahre 1200: Als Buße für eine schreckliche Schuld hat der einst so lebenslustige Troubadour Peire de Valleronca einige Jahre als Einsiedler verbracht. Als er in seine frühere Welt zurückkehrt, trifft er seine alte Liebe Leonor wieder, die sich den Katharern angeschlossen hat. Keiner von beiden ahnt, dass der Papst bald zum Kreuzzug gegen die Ketzler aufrufen wird und ein blutiger Krieg bevorsteht ...

Maria Regina Kaiser

# Der Sänger und die Ketzerin

Historischer Roman

# **Weltbild**

## **Die Autorin**

Maria Regina Kaiser, 1952 in Trier geboren, arbeitete und forschte von 1976 bis 1986 an der Universität Frankfurt am Main und ist seitdem als Autorin historischer Romane, Kriminalromane und Jugendbücher tätig. Sie lebt in der Nähe von Frankfurt am Main.

Besuchen Sie uns im Internet:

[www.weltbild.de](http://www.weltbild.de)

Genehmigte Lizenzausgabe © 2019 by Weltbild GmbH & Co. KG, Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Michael Meller Literary Agency GmbH, München.

Copyright der Originalausgabe © 2006 by Maria Regina Kaiser

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: istockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-96377-348-8

Zur Erinnerung an den besten aller Lehrer Professor Jaime Ferrero Alemparte und an  
Britta Zimmermann auf dem roten Felsen

Yo no digo mi canción sino a quién conmigo va.

Ich sage keinem mein Lied, nur dem, der mit mir geht.

Romance del Infante Arnaldos

# Vorspiel

Klirrend schlug das schwere Schwert auf den felsigen Boden, und der Conde begriff instinktiv, dass er verloren war. Keiner seiner Männer war mehr zu sehen. Die maurischen Bogenschützen hatten ihn weit vom Trupp seiner Infanzones und Fußleute abgedrängt. Der Helmschutz im Nacken war durch einen der Pfeile weggerissen, und das Blut lief ihm unter der Rüstung über den Rücken. Nicht, dass er sich schwach fühlte, im Gegenteil, jetzt, wo er wusste, dass es gleich zu Ende sein würde, erfüllte ihn eine abgehobene Tollkühnheit. Keinesfalls wollte er dem Gegner lebend in die Hände fallen. Er hätte gerne noch einen Feind getötet, allerdings war er ohne jede Waffe. Die Lanze war ihm gleich zu Beginn des Gefechts entrissen worden, der Schild von maurischen Säbelhieben zertrümmert und sein kostbares Schwert war ihm unter der Wucht des Zusammenpralls mit einem der Sarazenenkämpfer aus der seltsam zittrigen Hand gerutscht.

Don Julián sah kurz zum Himmel auf und empfahl seine Seele dem Herrn. Mindestens drei feindliche Reiter umdrängten ihn. Krampfhaft hielt er den kümmerlichen Rest des Schildes vor sich her und bohrte den Sporn in die Satteldecke, um den Halt nicht zu verlieren, nachdem auch der zweite Steigbügel abgerissen war.

Das Kind, das Domna Elvira in diesen Tagen zur Welt bringen sollte, würde er auf Erden nicht mehr sehen. Seine Lippen murmelten ein Gebet für Elvira. Für eine Frau würde es schwer sein, die Grenzen der Grafschaft allein zu verteidigen. Noch nicht einmal dreißig, schoss es ihm durch den Kopf, und schon zum Sterben verurteilt. Und es war ungerecht und grausam, dass er sein Kind nie kennen lernen würde.

Der Fremde war aus dem Nichts aufgetaucht, ein riesenhafter Kerl mit groben Gesichtszügen auf einem heruntergekommenen Maultier, ein Peón, ein Bauer. Nie zuvor war er ihm begegnet, es war keiner von den Leuten aus Vallderonca. Mit schnellen Bewegungen rammte er den Moro-Kriegern, die Don Julián fast aus dem Sattel gehoben hatten, die Lanze zwischen die Schulterblätter. Wirklich, der Mann verstand sein Handwerk, die Noblessa gebot, ihn reich zu belohnen. Gott hatte ihn geschickt wie einen seiner Engel, und vielleicht war er sogar einer von ihnen.

Julián, geschwächt und zittrig durch den Blutverlust, war danach, in Tränen auszubrechen.

«Wollte immer schon so eine Klinge haben, bessere Schmiedearbeit gibt es nirgendwo. Meine letzte hab ich verkauft. Seid ruhig, Senhor, es waren nur die drei», sagte der Hüne in einem ländlichen Dialekt. «Der Rest ist weiter drüben flussaufwärts hinter den Königlichen her.»

«Wie ist die Schlacht ausgegangen?»

«Weiß nicht, sah aber nicht gut aus für die Unsrigen.» Er nahm sich die Zeit, den Getöteten die Waffen abzunehmen, zwei Säbel, die geflochtenen Schilde, die kunstvollen Bogen aus biegsamsten miteinander verleimten Holzstücken und die zierlichen Köcher mit den Pfeilen. Ein Engel, dachte Don Julián, hätte allerdings nicht mit solcher Gier nach den Waffen gegriffen. Seelenruhig befestigte der Mann seine Beute hinter dem Sattel des

Maultiers und schwang sich wieder auf das Tier, das aussah, als würde es gleich unter der Last zusammenbrechen.

«Kommt, Senhor, lasst uns schnell zu den anderen reiten.»

Dann begriff er, wie schlecht es dem von ihm Geretteten ging.

«Hier, erfrischt Euch.» Er hielt ihm den Weinschlauch vor den Mund und spritzte ihm ein paar Schlucke zu, die Julián wie ein Verdurstender zu sich nahm.

«Ich bin Antoni», sagte der Fremde, als sei damit alles erklärt.

«Ich – ich bin der Conde von Vallderonca.»

«Ich hab mir's gedacht», erwiderte Antoni. «Da drüben bei den Büschen über dem Flussufer –»

Julián folgte seinem Blick.

«Sind das Eure Leute, Senhor?»

Heiliger Jaime Matamoros, heilige Jungfrau, sie waren es, Aslan und Oswaldo, die Infanzones und die Männer vom Fußvolk, sie waren offenbar wohlbehalten und weitgehend unversehrt.

Don Julián nahm den Helm ab und hängte den Lederriemen an den Halteknopf seines Brustpanzers. Oswaldo hatte die Wunde in seinem Nacken mit Wein ausgewaschen und notdürftig verbunden, nachdem die Blutung gestillt war. Der Conde hatte etwas Brot und Wein zu sich genommen, fühlte sich aber immer noch schwach. Erschöpft wischte er sich den Schweiß von der Stirn und spähte hinüber zu den Felsen über dem Fluss.

«Da sind nur die Zigeuner, Senhor», sagte Antoni, der neben ihm auf seinem Maultier ritt, «die tun uns nichts. Macht Euch keine Sorgen. Von dort ist kein Angriff mehr zu erwarten.»

Der Conde schüttelte grimmig den Kopf. Nein – der Gegner war überall und nutzte den kleinsten Vorteil. Don Julián hatte seinen Schimmelhengst schon gewendet und sprengte kurz entschlossen die Böschung hinab. Antoni setzte langsamer hinterher, gerade so, als gehöre er durch seine Heldentat zu den engsten Gefolgsleuten Don Juliáns. Das Wasser war jetzt im Hochsommer niedrig und ging dem Pferd nur bis an die Kniekehlen. Julián sah kurz zurück und stellte mit Befriedigung fest, dass seine Männer ihm folgten, allen voran Oswaldo, der Zwerg. Er war ein guter Reiter und ein tollkühner Kämpfer, obwohl niemand ausgerechnet von ihm, dem Verwachsenen, ritterliche Taten gefordert hätte. Oswaldo preschte durch das niedrige Wasser zu seinem Herrn, eifersüchtig den Fremden beobachtend. Hinter Oswaldo ritt der dunkeläugige Page Aslan, ein halbes Kind noch, den er lieber zu Hause gelassen hätte. Aber Aslan war heimlich dem Trupp des Conde hinterhergeritten. So jung und schon so versessen darauf, in der Schlacht mitzuhalten. Im Grunde genommen war es Don Julián nicht unrecht gewesen. Er war das einzige Kind eines alten Kampfgefährten, dem er sich verpflichtet fühlte.

«Seid vorsichtig, Senhor», warnte Oswaldo. «Setzt lieber den Helm auf!»

Vom Feind war am anderen Ufer nichts zu sehen. Auch auf der Höhe über den Höhlen bewegte sich nichts. Ein paar Rabenkrähen kreisten hoch oben, und noch höher über ihnen waren Falken, aber das musste nichts heißen. Kein Lüftchen ging. In der

drückenden Hitze roch man das sich zersetzende Blut, die Exkremente und all die Gerüche, die kurz nach der Schlacht schon in der Luft lagen und die sich danach mit jeder Stunde bis zur Unerträglichkeit steigern würden. Es stank jetzt wie im Vorzimmer des jüdischen Arztes von Vallderonca. Trotz der Sauberkeit, um die man sich dort bemühte, hing der Geruch nach Eiter und Blut und Verwesung im gesamten Haus, sodass das Pferd jedes Mal scheute, wenn es dort vorbeikam. Über den Steinen am Ufer flussaufwärts lagen Pferdekadaver und Leichen. Der Conde wendete die Augen ab.

Die Hände in die Hüften gestützt, stand eine dunkelhaarige Frau vor einer der Höhlen inmitten der Wasserlilien, als hätte sie die christlichen Krieger schon länger erwartet. Sie war von auffallender Schönheit. Langes schwarzes Haar fiel ihr bis zum Gürtel über die Schultern. Goldschmuck zierte ihre Stirn.

«Vorsicht», sagte der Peón und ritt auf sie zu, als wollte er sie über den Haufen reiten. Unerschrocken sah sie ihm in die Augen. Sie kreischte weder auf, noch wehrte sie sich, als Antoni sie vor den Conde zerrte.

«Lass sie los», befahl Don Julián.

«Da sind Waffen in der Höhle, seht Ihr nicht? Moro-Waffen.»

«Also, wo sind die Moros?», herrschte Don Julián die Zigeunerin an, während Antoni seinen Griff lockerte.

«Sie sind überall, nicht hier, da drüben auf den Höhen.» Die Frau lachte heiser auf. «Das da in der Höhle sind ein paar Schilde, die sie auf der Flucht zurückgelassen haben. Sie mussten vor den Christenkriegern fliehen.»

«Warum habt ihr sie bei euch versteckt?»

«Weil sie die Herren dieses Landes sind.» Sie sagte es mit einem feindseligen Unterton in der Stimme. «Seht zu, dass ihr davonkommt. Sie sammeln sich aufs Neue und werden gleich zurück sein.»

«Sie hat Recht», ließ sich Oswaldo vernehmen.

«Reite zurück zu deiner Burg und begrüße deinen Sohn, den deine Frau heute Morgen geboren hat.»

Das Zauberwort, sie hatte es gefunden. Don Julián vergaß, wo er war, und trat näher. Unfassbar, dass die Frau wusste, dass er Domna Elvira hochschwanger zurückgelassen hatte.

«Was weißt du noch?»

Ein durchdringender Blick aus dunklen Augen traf ihn.

«Kommt hinein, hierher ans Feuer. Ich werde euch sagen, was ich sehe, dir, dem Conde, und dir, dem Peón. Du bist reich und vornehm, und du bist ein armer Teufel, und doch seid ihr durch das Geschick miteinander verbunden. Ein Windstoß hat euch zusammengeführt, und ein Windstoß reißt euch wieder auseinander. Ihr kennt euch nicht und werdet euch nicht kennen lernen –»

Das war der Moment, in dem Don Julián alle Moros in Al-Andalus vergessen hatte. Wie hypnotisiert lauschte er den Worten der Zigeunerin. Sie legte seine Hände in die des Kerls, den er erst vor ein paar Stunden kennen gelernt hatte.

«Ich sehe deinen Sohn», sie sprach jetzt zu Antoni, «er ist rothaarig. Ich sehe ihn – als Mann. Er reitet in der Rüstung des Königs von Aragon.»

Auch Antoni stand wie erstarrt.

«Der Rotschopf ist Martí», murmelte er. «Sagtest du König?»

«Und mein Sohn?», fragte der Conde, leicht irritiert. «Was wird aus ihm?»

«Welchen meinst du? Ich sehe einen großen und den Säugling –»

Wieder konnte der Conde es kaum fassen.

«Den Neugeborenen.» In Don Julián stieg eine Welle von Zärtlichkeit und Liebe auf für das Kind, das im Norden Kataloniens seinen ersten Schrei getan hatte.

«Er bereitet dir den größten Schmerz deines Lebens. Er wird seinen Bruder töten, danach wirst du nur noch ein blasser Schatten deiner selbst sein.»

Die Infanzones umdrängten den Conde und Antoni, alle waren sie fassungslos. Jeder hatte die Worte der Zigeunerin gehört. Don Julián stöhnte laut auf.

«Verdammte Hexe», sagte Antoni, unberührt von den Worten der Frau mit dem Schmuck aus Goldplättchen auf der Stirn, «ich glaub dir kein Wort.»

«Sprich weiter», stammelte Don Julián. «Was wird aus Valderonca?»

«Vorsicht, Senhor. Wir sitzen in der Falle!», kreischte Oswaldo auf.

«Ich sehe Moro-Kinder, die auf dem Hof deiner Burg nach deinem Tod spielen!» Sie lachte hell auf. Antoni hatte sie wutentbrannt gepackt und würgte sie, ließ sie dann aber los und griff nach seinem Schwert. Aus allen Ecken der Höhle kamen Moro-Krieger und umringten die Katalanen. Don Julián schlug mit den nackten Fäusten um sich, es war keine Möglichkeit mehr, sein Schwert zu packen, so dicht umdrängten ihn die Feinde. Verdammt, warum hatte er nicht begriffen, dass die Höhle nicht nur aus diesem vorderen Teil mit dem Tisch und der Feuerstelle bestand? Offenbar gab es da ein unteres und ein oberes Stockwerk, die miteinander verbunden waren, wo sich die maurischen Truppen versteckt gehalten hatten. Doch für diese Einsicht war es zu spät. Armer Junge. Im Gedränge hielt Don Julián Ausschau nach dem Pagen Aslan. Zwölf Jahre alt und durch die Unvorsicht seines vergötterten Herrn in den dümmsten aller Hinterhalte geraten. Und heilige Jungfrau, welch einen Schrecken hatte ihm das Weib eingejagt. Natürlich musste sie mit dem größten Schrecken und dem größten Wunder aufwarten, um ihn von der Gefahr abzulenken – ein leicht zu durchschauender Trick. Er hätte gerne der Erleichterung nachgegeben, dass ihm eine solch schwarze Zukunft nun doch nicht bevorstand, wäre die Gefahr nicht so tödlich und hoffnungslos gewesen. Dann erschien plötzlich einer der Moro-Krieger direkt vor ihm und holte weit aus. Ein Schlag auf den Kopf ließ Don Julián fallen, fallen, fallen.

Der riesenhafte Antoni war auf seinem hageren Maultier davongeritten, ohne den Dank des Conde abzuwarten. Oswaldo piff leise durch die Zähne. Allein waren die Chancen größer, durch die Reihen der Feinde zurück zum Heer des Königs zu finden.

«Der Kerl ist nicht nur stark, sondern auch klug», sagte er leise zu Aslan. Mindestens zehn Infanzones aus Valderonca lagen schwer verwundet oder tot in der Höhle. Nur dem wilden Peón verdankten sie es, dass sie davongekommen waren.

«Was sollen wir tun?»

«Frag nicht so dumm, wir müssen da hinüber.» Oswaldo wies auf den Sumpf vor dem Meer.

«In das Schilf hinein? Da – lauert der Tod.»

«Mag sein, dass wir das Fieber bekommen.» Oswaldo trieb sein Pferd an. Hinter ihm lag festgebunden der verwundete Conde. «Doch lieber später das Fieber als jetzt den Tod.»

Niemand folgte ihnen. Die Moros hatten vermutlich genug damit zu tun, ihre Verwundeten zu versorgen und die Toten zu bergen. Doch in Sicherheit fühlte sich Oswaldo erst, als sie den schützenden Schilfgürtel erreicht hatten. Er hielt sein Pferd kurz an, um nach dem Conde zu sehen, der schwach atmete und die Hände bewegte, was ein gutes Zeichen war.

Oswaldo winkte den Pagen näher an sich heran.

«Die Männer, die die Worte der Zigeunerin gehört haben, sind fast alle tot. Weißt du noch, was sie gesagt hat?»

Aslan sah den Zwerg verängstigt an. «Es waren ja nur Lügen, um uns in die Falle zu locken.»

«Egal, was es war. Du wirst kein Wort darüber verlieren, keiner Menschenseele gegenüber. Schwör es beim Leben deiner Mutter.»

Aslan hob die Hand zum Schwur.

Oswaldo nickte zufrieden. «Kein Wort. Am besten, du vergisst auf der Stelle, was passiert ist.»

Als Antoni die Männer erreichte, die den Graben für die Leichen aushoben, stieg er vom Maultier und trat näher. Jedem der Toten sah er ins Gesicht, soweit noch etwas davon zu erkennen war. Es waren sowohl christliche Kämpfer wie Moros. Antoni stellte erleichtert fest, dass keiner aus Bicalaú darunter war. Ein Mönch las derweil die Sterbegebete und segnete die Toten, ehe sie in der Erde versenkt wurden.

«Und jetzt nichts wie auf und davon», sagte Antoni grimmig. «Die Feinde sind nicht weit, und sie machen jeden nieder, den sie finden.»

«Wo musst du hin?», erkundigte sich der zierliche Mönch. Er hatte gepflegte Hände mit kurz geschnittenen Fingernägeln, ein Mann, der seit langem kein Holz mehr gehackt oder Unkraut gejätet hatte. «Auch nach Kastilien wie die Infanzones hier?»

«Nein, nach Norden, nach Katalonien in die Berge.»

«Da haben wir fast den gleichen Weg. Ich will zurück in mein Kloster hinter Vallderonca.»

«Dann reiten wir zusammen, Mönchlein.»

«Danke, Kriegermann. Ich bin übrigens Bruder Hilarius.»

«Ich bin Antoni aus Bicalaú.» Zufrieden registrierte Antoni die Erleichterung des Kleingewachsenen. Bruder Hilarius stieg auf einen Esel, der mit allerlei Zeug beladen war, das aussah, als hätte ausgerechnet der fromme Mann Beute bei den Moros gemacht.

Immer wieder sahen sie in der Ferne feindliche Bogenschützen. Im Schilfstreifen neben dem Meer waren sie einigermaßen sicher. Bruder Hilarius hatte ein paar alte Brote bei sich, mit denen sie den Hunger notdürftig stillten. Ein Feuer anzuzünden wagten sie nicht. Sie kamen nur langsam vorwärts. Antoni allerdings fühlte sich, als hätte er Fieber. Wie

immer, wenn es nach der Cavalgada zurückging, konnte er kaum Schlaf finden und wollte nichts als zurück in sein Bergdorf. Während der Mönch jammerte, er werde vor Müdigkeit gleich vom Esel fallen, trieb Antoni sein Maultier an. Er dachte an Maria, seine Frau, und daran, dass sie in seiner Abwesenheit den Kindern vermutlich Lieder vorsang, obwohl er es ihr verboten hatte. Er sah sie deutlich vor sich und konnte ihr nicht einmal böse sein. In Bicalaú war es strengstens untersagt zu singen. Und doch hörte Antoni Marias leises Singen in den Tiefen seiner Seele.

Abends suchten sie sich eine höher gelegene trockene Stelle im Schilf, wo sie ihre Decken ausbreiteten, um zu nächtigen. Einer hielt Wache, während der andere schlief.

«Mönchlein», begann Antoni an einem dieser Abende, froh über das Kaninchen, das er in einer Schlinge gefangen hatte und das er nun doch an einem kleinen Feuer briet. «Du als Pfaffe kannst ja lesen und schreiben und kennst das Evangelium und die Psalmen Wort für Wort –», er suchte nach Worten für das, was er fragen wollte, ohne sich zu verraten.

Hilarius sah ihn aufmunternd an.

«Da gibt es Zigeunerinnen, die die Zukunft verkünden und Dinge prophezeien, die manchmal eintreffen und manchmal nicht. Ist – das alles Teufelswerk? Ich meine, die Prophezeiungen treffen manchmal zu. Wie kann das sein?»

Hilarius wartete immer noch ab, und Antoni nahm einen Schluck aus dem Weinschlauch, der inzwischen fast leer war.

«Die Zigeunerinnen wissen nicht viel von der Welt, und sie sind auch nicht fromm wie du. Woher können sie etwas verkünden, was erst Jahre später eintrifft?»

«Keiner von uns ist besser als eine solche Zigeunerin. Auch wir, die wir die Schriften studiert haben, sind vor Gottes Allwissenheit nur unerheblich klüger als eine Zigeunerin. Und jeder von uns hat schon einmal einen Traum gehabt und etwas gesehen, das später tatsächlich genau so eingetroffen ist.»

«Ja, das meine ich. Wie kann das sein? Sind es vom Teufel geschickte Bilder?»

«Es gibt die eine göttliche Wahrheit, unveränderlich und ewig. Normalerweise sind wir so beschäftigt mit der täglichen Arbeit und unseren Sorgen und Nöten, dass wir uns nicht um sie kümmern können. Manchmal erhaschen wir im Traum einen Blick auf sie. Die Zigeunerin sieht sie ebenfalls – in einer Art Mondsüchtigkeit, nicht die ganze, das wäre unmöglich, immer nur Fetzen, einzelne Bilder. Demnach wird nicht etwas Künftiges vorhergesagt, sondern etwas Verborgenes enthüllt.»

«Es gibt verschiedene Mittel, das zu tun. Ist es nicht so?»

«Ich habe Moros gesehen, die aus der Betrachtung von Sand zukünftige Ereignisse lesen konnten. Sie sind auch sehr erfahren darin, aus dem Lauf der Sterne Menschenschicksale und den Ausgang von Schlachten vorherzusagen, Dinge, von denen ich nicht das Geringste verstehe. Du siehst, selbst die Heiden erhalten göttliche Offenbarungen.»

Antoni schwieg, entschlossen, sein Geheimnis für sich zu behalten.

Er geleitete den gelehrten Mönch bis an die Pforte des Klosters bei Vallderonca. In seinem ganzen Leben hatte er sich selten so interessant mit einem Menschen unterhalten

können. Bruder Hilarius, so erfuhr er, war für die Bibliothek und die Schule des Klosters zuständig. Er lehrte dort die ihm anvertrauten Jungen Lesen und Schreiben und leitete die Mönche an, die heiligen Schriften auf Tierhäute kunstvoll niederzuschreiben, sie auszumalen und mit Gold zu verzieren. Ob er mit hineinkommen und sich erfrischen wollte, fragte Hilarius Antoni. Den aber hielt nichts mehr. Zwei Tage später war er zurück in Bicalaú.

# 1. Buch

# Katalonien, 1180

Alles hatte damit begonnen, dass die Mutter Wasser über dem Feuer erhitzte, es dann in den Holzzuber goss und erst Martí und anschließend Malena in die duftende Brühe steckte. Maria hatte vorher ein Stückchen von der weißen Seifenkugel in das heiße Wasser hineingerieben. Es war die kostbare letzte von ursprünglich fünf, die Antoni vom Feldzug gegen die Moros als Beute hierher nach Bicalaú gebracht hatte. So musste das Paradies sein. Martí versenkte sich im wohligh duftenden Bad, während seine Mutter mit einem Holzlöffel Wasser schöpfte und über sein krauses Rothaar schüttete.

«Was ihr in der Stadt alles sehen werdet», rief sie und trocknete dabei den schwächtigen Körper ihres Sohnes mit einem rauen Tuch ab, «so ein Glück, dass ihr mitkommen dürft.» Sie war die Tochter des reichsten Mannes im Dorf, des Kerzenmachers, der seine Ware auf Jahrmärkten und Marktplätzen anbot und einige Klöster in der Gegend belieferte. Die Herrlichkeiten der Städte und Klöster der Umgebung hatte sie schon als junges Mädchen mit eigenen Augen erblickt und den Kindern oft genug von ihnen erzählt.

Sie hatte saubere Kleider aus der Truhe geholt und die Kinder angezogen. So neu gefärbt und frisch war der Stoff, dass Martí die Haut davon kratzte und brannte.

«Vielleicht seht ihr sogar den Conde.» Sie warf ihrem Sohn einen bedeutsamen Blick zu.

«Hör auf damit. Warum soll der denn auf den Markt kommen. Und außerdem, die hohen Herren kennen so etwas wie Dankbarkeit nicht», brummte Antoni. In Gedanken war er schon in Tarragona. Jede Gelegenheit, die sich bot, nutzte er, um fort aus Bicalaú zu kommen. Der Ort, auf der Höhe eines Bergrückens erbaut, bestand aus der kleinen Kirche aus gelblichem Kalkstein und zwanzig Häusern aus Holz und Bruchstein, zu denen schmale Landstücke am Fuß des Bergmassivs gehörten. Gerste konnte man dort anbauen und mit etwas Glück auch Weizen. Für Olivenbäume war es zu kalt. Dafür konnte man im Bergbach Forellen mit den Händen fangen. Jeder Haushalt besaß Ziegen und Hühner. Antoni und sein Bruder Jaume waren stolz auf ihre Herde schwarzer Schweine, die Martí täglich in die Wälder trieb, wo sie Eicheln und Bucheckern fraßen. Die Leute aus dem Dorf hatten auch einige Bienenkörbe und schleuderten Honig aus den Waben, genug, um vor Weihnachten und Ostern gesüßte Kuchen zu backen. Ein Pfarrer aus dem Nachbarort auf der anderen Seite des Berges versorgte die kleine Gemeinde in geistlicher Hinsicht, und manchmal fanden fahrende Händler den Weg hoch mit ihren Waren, die zu kaufen den Dörflern das Münzgeld fehlte, weshalb sie ihre Erzeugnisse gegen Salz, arabische Gewürze, seidene Tücher oder schöne Krüge und metallene Ziergegenstände tauschten.

«Wenn das nur gut geht», jammerte die Großmutter. «Für Kinder ist die Stadt viel zu gefährlich.» Obwohl sie erst an die fünfzig Jahre alt war, hatte sie keinen Zahn mehr im Mund. Als einzige Frau in Bicalaú war sie der Schrift mächtig. Sie konnte lesen und sogar schreiben, fast wie die Pfaffen und Notare, wozu sich allerdings hier in den Bergen kaum eine Gelegenheit bot. Bei mehreren Vertragsangelegenheiten, in denen es um Gebietsrechte mit den angrenzenden Nachbarn ging, hatte der Dorfälteste sie zu Rate

gezogen.

Als junge Frau war Urruaca mit blutigen Füßen, ausgezehrt und hustend im Flüchtlingstrupp aus dem Süden des Landes hierher in den Norden gekommen, nach Godalunia, Katalonien. Hier hatten sich die letzten Überlebenden der westgotischen Bevölkerung mitsamt ihren Grafen und Herzögen in die schwer zugänglichen Bergregionen zurückgezogen, nichts in der Hand als ein jämmerliches Bündel Fetzen und Kleidungsstücke. Urruaca trug den jüngeren Sohn Jaume auf dem Arm, den zweijährigen Antoni auf dem Rücken. Ihren Mann hatten die Moros in Stücke gehackt, als er sein Dorf verteidigte. Und noch Schlimmeres war ihr geschehen, etwas, worüber sie zu niemandem je gesprochen hatte und von dem nur sie wusste. Denn die Flüchtlinge, mit denen sie nach Bicalaú kam, stammten aus weiter entfernten Höfen und Dörfern. Das größte Stück Land im Dorf südlich des Ebro hatte ihr und ihrem Mann gehört mitsamt fünf Eseln, einer Ziegenherde und einigen gescheckten Rindern. Knechte und Mägde hatten sie gehabt. Sogar Baumwolle war auf den Feldern gewachsen und hatte ihnen behaglichen Wohlstand gesichert. Doch diese Zeiten waren für immer vorbei.

Urruaca, damals hübsch und noch im Besitz sämtlicher Zähne, aber eine schutzlose Witwe, die sich weigerte, einen neuen Mann zu heiraten und jedem Werben beharrlich widerstand, hatte Mühe, die ihr vom Dorfältesten zugeteilten Ackerstücke zu behaupten und die Kinder täglich satt zu bekommen. Die Schrecken der Kämpfe gegen die Moros und die Mühen der darauf folgenden Jahre hatten sie mutlos gemacht. Manchmal erzählte sie den Enkeln schaurige Geschichten vom Kampf der Christenmenschen gegen die Sarazenen oder märchenhafte vom mühelosen Leben im Süden unterhalb des Ebro, wo Pomeranzen und Orangen auf den Bäumen wuchsen, wo die Aprikosen gelb und saftig waren und es die herrlichsten Pfirsiche zu essen gab. Und Zucker aus Rohr und Sirup aus Granada. Es war ein Leben mit Musik gewesen. Die Frauen hatten abends und an den Festtagen getanzt, die Männer hatten Flöte geblasen und Trommeln geschlagen. In Bicalaú gab es keine Musik, das hatten die Ankömmlinge nach der Flucht geschworen. Erst dann, wenn sie ihre heimatliche Erde zurückerobert hatten, wollten sie wieder zu ihren Instrumenten greifen, und erst dann würden die Mädchen und Frauen wieder tanzen. Die Hirtenjungen, die auf selbst geschnitzten Flöten manchmal Lieder bliesen, wurden streng zurechtgewiesen, und im Laufe der Jahre hatten die Alten ihre Lieder verlernt, und die Kinder kannten sie gar nicht erst.

«Von der nächsten Cabalgada werde ich dir Sirup mitbringen, Mutter», gelobte Antoni, wenn er sie hörte.

Urruacas Söhne waren sehr unterschiedlich: Jaume war der Bauer, Antoni der Kämpfer. Während Jaume still und in sich gekehrt war, ein zäher, geduldiger Arbeiter, entwickelte sich Antoni zu einem temperamentvollen, ungestümen Kind und später zu einem cholerischen jungen Mann, dem die männlichen Altersgenossen aus dem Weg gingen, während ihn Mädchen und Frauen anhimmelten und davon träumten, den wilden Burschen zu zähmen. Geheiratet hatte Antoni die rothaarige sanfte Maria, eine der fünf Töchter des Kerzenmachers.

Urruacas Blick glitt liebevoll zu ihrem erstgeborenen Enkelkind, dem Antoni und Maria den Namen des Großvaters väterlicherseits – Martí – gegeben hatten. Wie der von den

Moros Getötete war auch er ein Rotschopf. Urruaca liebte ihn weit inniger als Jaume und Antoni. Nichts als Freude hatte er ihr bereitet.

Martí war außerstande, sich auf das zu freuen, was ihm bevorstand. Er hatte das Dorf in den Bergen noch nie verlassen. Einmal in seinem zehnjährigen Leben hatte er sich bei der Suche nach einem der schwarzen flinken Schweine, die er hütete, verirrt. Zwei Tage und zwei Nächte war er orientierungslos durch den Bergwald gelaufen. Es war im Sommer gewesen, und er hatte immerhin Beeren gefunden und sie gierig verschlungen. Der wertvolle Junge aber allerdings war in die Wildnis entkommen, und der Vater, der Martí mit Hilfe des Hundes schließlich aufstöberte, verprügelte ihn gnadenlos. Eigentlich fürchtete der Junge sich am meisten vor ihm, viel mehr als vor der Bedrohung durch die Moros, die er nur vom Hörensagen kannte. Antoni war jähzornig und ungerecht. Er neigte dazu, sich unmäßig zu betrinken, und geriet in diesem Zustand schon durch eine Kleinigkeit in rasenden Zorn. Dann überlegte er nicht mehr, wo er hinschlug. Was man auch sagte, um ihn zu beruhigen, es war immer das Falsche. Martí zuckte nervös mit den Augenlidern, wenn er an solche Momente dachte. Antoni war ein großer kräftiger Mann, einer der längsten Kerle in Bicalaú, viel größer als Onkel Jaume, es war ganz unmöglich, ihm davonzulaufen oder sich vor ihm zu verstecken.

«Seid nur vorsichtig, dass ihr den Vater nicht verliert. Es gibt dort Kinderfänger, die Christenkinder in die Sklaverei verkaufen, und Juden, die Christenkinder schlachten →» Urruaca fühlte wieder die Angst von damals. Martí war ihr Augapfel, und Malena, so zart und kindlich wie sie war – was würde aus ihr werden, wenn sie in die Hände der Moros geriet?

«Schon gut, Mutter», sagte Antoni unbeholfen. Seine Mutter war der einzige Mensch, bei dem er sich in den sanftmütigen Jungen aus den Tagen der Flucht verwandelte. Aber selbst ihretwegen war er nicht bereit, Martí zu verweichlichen. «Die Stadt hat feste Mauern. Und die Soldaten des Königs laufen überall herum.» Er lachte verlegen. Nein, die Sache mit der Prophezeiung der Zigeunerin damals am Fluss hatte er keinem Menschen erzählt, nicht einmal Maria, obwohl er manchmal nahe daran gewesen war. Martí König von Aragon. Unverschämtes Weib, erst hatte sie ihm das Herz ganz kurz erhoben und dann den Conde zu Tode erschreckt, und dabei war es fast der Untergang gewesen.

Martís Herz klopfte, Tränen schossen ihm in die Augen. Er würde die Reise nicht lebend überstehen. Er wollte weder geschlachtet noch an die Moros verkauft werden.

Die Leute aus dem Dorf luden Schinken und Käse auf den Karren, den der Maulesel zog. Die Kinder durften ebenfalls aufsitzen. Dann ging es los in die Stadt. Mit barschen Schreien und zornigen Stockschlägen trieb Antoni den Maulesel an, sein Bruder Jaume ging neben ihm her. Die beiden waren beauftragt, die Erzeugnisse des Dorfes auf dem Markt von Tarragona zu verkaufen.

Lautlos heulte Martí in sich hinein. Wenn man in der Stadt verloren ging, wurde man nie wieder gefunden. Unter all den Menschen, die einen nicht kannten, würde er verhungern und verdursten. Der Junge beschloss, sich nicht einen Schritt vom Wagen wegzubewegen.

Die Männer mit ihren breiten Strohhüten auf dem Kopf stapften vor dem Wagen und sprachen halblaut miteinander. Die Kinder saßen eng aneinander gelehnt, und bald waren

sie beide eingeschlafen. Martí wurde erst wach, als sie gerade am Stadttor hielten, wo ein Wächter mit bärbeißiger Stimme die Leute vom Land grüßte und einließ. Erschrocken sah Martí um sich. Die Straßen waren eng und schattig. Hohe Häuser standen zu beiden Seiten. Vornehm gekleidete Senhors und wunderschöne Damen gingen in Schuhen umher. Im Dorf hatte kein Mensch Schuhe an, höchstens im Winter die strohgeflochtenen Schlappen. Mönche und Priester waren unterwegs und Marktfrauen mit Weidenkörben auf dem Rücken. Zugleich stank es so übel, dass es einem den Atem nahm. Hühner gackerten, Gänse schrien, Esel gaben klagende Laute von sich. Von irgendwoher waren Trommeln zu hören. Es war genauso entsetzlich, so grauenhaft, wie die Großmutter gesagt hatte, und doch auch wieder schön, dachte Martí beschämt. Plötzlich war er sogar froh, dass sein Vater ihn hierher gebracht hatte.

Martí dröhnte der Schädel von all den Gerüchen, dem Lärm und dem Stimmengewirr. Die Stadt, in deren innerstem Kern sich der Marktplatz befand, war ein brodelnder Hexenkessel. Er und Malena saßen fast zitternd vor Erregung auf dem Karren und sahen zu, wie Käse und Schinkenkeulen ihre Käufer fanden. Onkel Jaume pries die Waren an und wuchtete einen Schinken nach dem anderen über das Brett des Marktstandes. Der Vater versenkte die eingenommenen Münzen in einem eisenbeschlagenen Kasten, trank ab und zu einen Schluck Rotwein aus dem mitgebrachten Vorrat und wurde immer lauter.

Die Käufer, die sich über die Theke beugten, um vom Käse zu probieren, sprachen ganz anders als die Leute in Bicalaú.

Antoni drehte sich plötzlich um und sah Martí finster an, so, wie er es immer tat. Die Augenlider des Jungen begannen zu zucken. Blitzartig wurde ihm klar, dass er hier weder mit dem Schutz der Mutter noch der Großmutter rechnen konnte.

«Martí, hol Wasser», donnerte der Vater und hielt ihm den leeren Krug entgegen. «Wer getrunken hat, muss auch Wasser holen.»

«W-wo soll ich Wasser holen?»

«Drüben am Brunnen, Kerl. Stell dich nicht so an.» Mit einem Fußtritt beförderte Antoni seinen Sohn vom Karren herunter und übergab ihm den Krug. Zu blöd zum Schweinehüten und unfähig, zum Brunnen zu laufen. Der und König von Aragon. Komisch genug, so lange lag das jetzt zurück, und immer noch sah er die Zigeunerin vor sich, wie sie barfüßig inmitten der Wasserlilien stand. Und der Satz von Martí, der eines Tages die Rüstung des Königs tragen sollte, war wie eingegraben in seinem Herzen, so oft er sich auch vorgenommen hatte, ihn zu vergessen. Missmutig verschränkte Antoni die Arme vor der Brust und nahm sich vor, sich mehr um die Erziehung seines Sohnes zu kümmern. Ein verwöhntes Muttersöhnchen war er. Maria und seine Mutter verzogen ihn. Höchste Zeit, dass er ihm beibrachte, was es hieß, ein Mann zu sein. Er würde ihn lehren, mit der Lanze einen Eber abzustechen, damit er begriff, was Kampf bedeutete. Antoni erwog kurz, Martí schon jetzt zu erklären, worauf es ankam. Die Moros hatten vor zweihundert Jahren Santiago de Compostela in Staub und Asche gelegt und das Grab des Heiligen geschändet. Seit diesem Tag der Schande gab es für die christlichen Kämpfer im Norden, mochten sie aus León, Navarra, Asturien, Kastilien oder Katalonien stammen, nur noch das eine gemeinsame Ziel.

Die Männer von Bicalaú hielten sich immer bereit. Jeden Tag warfen sie mit Lanzen auf Bäume und übten mit Holzschwertern, wie man feindliche Schläge abwehrt. Bald würde der Tag kommen, an dem sie mit einer Cabalgada gegen die Moros reiten würden – der einzige Weg, um aus dem Elend des Dorfes jemals herauszukommen. Einem, der gut kämpfte und sich vor nichts fürchtete, standen alle Wege offen.

Martí spürte den Unwillen seines Vaters, presste den Krug an die Brust, warf einen ängstlichen Blick zurück und verschwand im Gedränge.

Der Brunnen. Martí brach vor Verzweiflung der Schweiß aus. Er war gar nicht nahe, sondern weit entfernt. Und überall ungeduldige Menschen, die ihn abdrängten. Martí umklammerte den Tonkrug und kämpfte sich weiter vor. Es standen ziemlich viele Leute vor ihm, kräftige Männer und einige Mädchen, allesamt älter als er. Neuerdings war es ihm unangenehm, wenn ihn Mädchen anstarrten.

«Na, Knirps», sagte die eine und schubste ihn.

«Igitt, wie hässlich», kicherte die andere. «Narbengesicht!»

Nur kurz spürte Martí Erleichterung, als er das Wasser aus dem Eimer geschöpft hatte, den das Mädchen hochgezogen hatte. Dann, als er zurückwollte, packte ihn fassungsloser Schrecken. Im Gewirr der Menschen nichts als Marktstände, Hühner, Schinken, mannshohe runde Käse und Fässer mit Oliven. Und eine Vielzahl von Straßen mit hohen Häusern dicht nebeneinander, die in verschiedene Richtungen führten und alle gleich aussahen. Unzählige Leute mit fremden Gesichtern. Niemand, der ihn kannte, kein Mensch, den er kannte. Da, wo er Malena, den Vater und Onkel Jaume vermutete, waren sie nicht. Sie waren wie vom Erdboden verschwunden. Er kämpfte gegen Tränen an.

«Frecher Lümmel, pass doch auf.»

Martí war über einen Flechtkäfig mit wuselnden gelben Küken gestolpert. Der Krug schlug vor ihm auf dem Pflaster auf und zerbarst in unzählige Stücke. Beschämt sammelte er die Scherben ein und legte sie in eine Ecke nieder, damit sich niemand die Füße daran zerschnitt. Gleich neben ihm standen Blumen in irdenen Kübeln. Dann waren da mehrere Händler mit Lederwaren. Erschöpft blieb Martí stehen und sah einem Sarazenen in die dunklen Augen, einem alten Mann mit einem dünnen weißen Bart, der Gewürze vor sich aufgehäuft hatte, gemahlene Kostbarkeiten in Gelb und Rot, Kästen voll Pfefferkörner und geöffnete Säcke mit Blüten und getrockneten Kräutern. Und Seifenkugeln hinter ihm an der Holzwand des Verschlags, weiße und bläuliche. Die Kugeln lösten ein kurzes Glücksgefühl in ihm aus, doch dann wurde ihm seine Lage bewusst. Nicht nur seine Augenlider zuckten jetzt, sondern auch die Hände.

Martís Mund war trocken vor Verzweiflung. Der Strom der vorbeidrängenden Menschen riss ihn mit, ohne dass er fähig gewesen wäre, eine Richtung einzuhalten. Er hätte gar nicht gewusst, wo er nach seinen Leuten Ausschau halten sollte.

Plötzlich stockte die Menge, und auch Martí blieb stehen, wurde aber weiter nach vorne geschoben, und irgendjemand drückte ihn zu Boden. Martí blieb sitzen, die letzte Scherbe seines Krugs an sich gepresst, und sah dahin, wohin alle Blicke gerichtet waren. Auf einer Bühne aus rohen Holzbrettern tanzten und sangen bunt gekleidete Gestalten. Die Scherbe rutschte ihm aus der Hand. Er presste beide Hände vor den Mund, um nicht

aufzuschreien wie ein wildes Tier.

Ein Mann in einem blauroten Gewand, zierliche Kalbslederstiefel an den Füßen, zupfte die Al-ud und sang dazu, und zwei andere junge Kerle in mit Schellen besetzten gelbgrünen Kleidern drehten und wanden sich zur Musik. Außerdem war da noch ein Wesen, das aussah wie ein Mädchen. Still saß es in der Ecke und schlug ein Tamburin. Martí begann am ganzen Körper zu zittern. Malena, der Vater, Onkel Jaume, sie waren vergessen. Er wollte nur noch hier sein. Die durcheinander wirbelnden Körper der Spielleute, der Gesichtsausdruck des Al-ud-Spielers und die betörende fremde Musik, wie er sie nie zuvor gehört hatte, trafen ihn tief in seiner Seele. Für Momente hörte er auf, Martí zu sein, er war jetzt nur noch das, was er hörte und sah. Er wollte hier bleiben, bei dieser Musik, bis ans Ende seines Lebens. Plötzlich packte ihn Angst, die Musik könnte aufhören, er würde seine Leute wieder finden, mit ihnen nach Bicalaú zurückkehren, in das Dorf, aus dem die Musik verbannt worden war, und nie wieder etwas vergleichbar Herrliches erleben. Mehr als Angst, bittere Gewissheit war es. Doch sie löste sich wieder auf, während die Musiker weiterspielten. Alles wurde einfach und leicht. Martí war jetzt die Musik, die er hörte, war der Lautenspieler, die Joglaires und das Mädchen mit dem Tamburin. Ohne Hunger und Durst, ohne Schmerz oder Angst hörte er zu. Er wollte so werden wie die Gestalten auf der Bühne, so leicht und elegant wie die Tänzer, so männlich wie der Al-ud-Spieler, so mädchenhaft wie die Tamburinspielerin. Und kalbslederne spitze Schuhe musste er haben. Der Wunsch nach ihnen war plötzlich wie der Stich eines Insekts gekommen und ließ nicht nach. Dabei hatte er bei Sonnenaufgang heute Morgen noch nicht gewusst, dass es solche gab.

Wie betäubt stand Martí vor der Bühne, als die Musiker ihr Spiel beendeten, sich höflich verneigten und anfangen, ihre Sachen zusammenzupacken. Noch nie hatte er in einer so kurzen Zeitspanne so widerstrebende Gefühle verspürt: einen Taumel von Glück, tiefe Betrübniß und dann wieder Glück.

Es war vorbei. Alles war vorbei. Da stand er, nichts als die eine Scherbe in der Hand. Sollte der Vater ihn durchprügeln, wenn er ohne den Krug zurückkam, er würde keinen Laut von sich geben. Er schaute um sich. Weder Onkel Jaume noch der Vater noch Malena waren irgendwo zu sehen. Er hatte Hunger und Durst. Er hätte geweint, wenn es den mindesten Nutzen gebracht hätte. Wie erstarrt war er. Er wagte nicht, irgendjemand anzusprechen und um Hilfe zu bitten.

Martí befand sich vor einem riesigen Aufgang aus Treppenstufen. Oben war eine Baustelle, Mauerwerk ragte in die Höhe. Ein hölzerner Kran, mit einem Rad, das ein Maulesel mit verbundenen Augen antrieb, erhob riesige Steinquader zu einem Gerüst empor. Hämmern und Geschrei hallten herunter.

Sarazenen mit Turbanen auf dem Kopf gingen an Martí vorbei, ohne die mindeste Absicht, ihn zu entführen. Christenmenschen, Juden, Moros, alle waren sie unterwegs, niemand nahm ihn zur Kenntnis.

«Was machst du da?»

Martí schrak zusammen und starrte das Mädchen an.

«Nichts. Nur so. Ich gucke.»

«Was willst du mit der Scherbe in der Hand?»

Martí konnte es nicht fassen. Da stand sie vor ihm, das wunderbare Wesen, das noch eben das Tamburin geschlagen hatte. Mit den kurz geschnittenen schwarzen Löckchen und dem verschmitzten Blick ihrer wachen grünlichen Augen hatte sie etwas Jungenhaftes, wozu ihre seltsame Kleidung aus weißen Pluderhosen und einem eng anliegenden grünsilbernen Brokatjäckchen noch beitrug.

«Du bist vom Land», stellte sie fest. «Bist du allein hier?»

«Ja», sagte er und verzog das Gesicht zu einer schmerzlichen Grimasse.

Das Mädchen setzte sich auf die unterste Treppenstufe und zog ihn neben sich nieder. «Komm, trink aus meiner Wasserflasche.» Sie reichte ihm eine lederne Flasche. Durstig trank er sie halb leer.

«Du siehst aus wie ein Godo.» Sie musterte ihn eindringlich.

«Bei uns im Dorf sind alle Godos.»

«Was machst du in der Stadt?»

«Wir haben Sachen verkauft.» Martí musste an sich halten, nicht in Tränen auszubrechen. «Dann ist der Krug zerbrochen. Mein Vater wird mich prügeln. Aber ich kann ihn nirgendwo mehr finden. Er ist verschwunden.» Er zog die Nase hoch. «Wie heißt du?»

«Angelina», sagte sie lächelnd. «Und du?»

«Martí.» Er atmete kurz und flach. Angelina schien ihm der einzige Name zu sein, der zu ihr passte.

«Martí ist ein schöner Name», sagte sie leise.

«Deiner ist auch schön», brachte er heraus.

«Aber es ist gar nicht mein richtiger. Früher hieß ich anders, und noch früher hatte ich wieder einen anderen Namen.»

«Warum ist das so?»

Sie senkte den Kopf. «Ich bin nicht wie du, keine von den Godos und auch nicht getauft. Ich bin eine Sklavin. Jedes Mal, wenn ich verkauft wurde, haben sie mir einen neuen Namen gegeben.»

«Hast du keinen Vater und keine Mutter?»

«Ich weiß nicht», sagte sie hilflos. «Ich kann mich nicht an sie erinnern.»

Menschen hasteten an ihnen vorbei.

«Don Raimón ist gut zu mir», erklärte Angelina.

«W-wer ist Don Raimón?»

«Der Ritter, den du gesehen hast, der Troubadour.»

«Der Mann, der gesungen hat?»

«Er erfindet auch Melodien und Verse. Andere Sänger singen seine Cantigas auf den Plätzen. Er bekommt viel Geld, wenn er vor den reichen Herren und ihren Damen mit uns auftritt, Maravedis. Und auch die Moros laden ihn ein und beschenken ihn.»

Sie hielt einen Moment inne.

«Die Moros?», fragte Martí entsetzt. «Er als Christenmensch geht zu ihnen? Warum tut er das?»

Als Christ musste man die Moros bekämpfen und ihnen ihre Reichtümer abnehmen.